

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Carmen Stephan
Mal Aria

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2012

»If you would see all of Nature gathered
up at one point, in all her loveliness,
and her skill, and her deadliness, and her
sex, where would you find a more
exquisite symbol than the Mosquito?«

Henry Havelock Ellis

Stellt euch die einfachen Fragen. Warum erschuf Gott den Menschen am letzten Tag und ein Insekt vor ihm? Warum steckt die Natur den Tod in ein winziges Wesen, wie ich es bin? Dann streicht das Warum, begreift endlich.

Lernt mich kennen. Jeder Schwarm braucht ein Gehirn, das ihn lenkt.

Nennt mich die Schwarze.

Wenn die Nacht hereinbricht, schrumpfen die Menschen und die Mücken wachsen.

Seht den Schatten an eurer Wand, die Fühler, die Beine, die langen Palpen.

Hört mich singen, aus der dunkelsten Ecke des Zimmers.

Schlaft ein. Werdet wehrlos. Ich bin da.

Irgendwo schwirrte etwas, dann war es ruhig. Sie lag in Rio de Janeiro, im Viertel Olaria, in der Rua Catete, in der vor jedem Haus auf dem Fensterbrett eine Marienstatue steht, im Krankenhaus Salbino, im Zimmer Nr. 284, in ihrem Bett. Der kleine Kopf im Kissen, auf das ein »S« gestickt war. Die Lider gelb. Im Hals alles still, alles tot. Nur das Blut rauschte und rauschte. Ständig lächelte sie. Die Kräfte, die sich im Schmerz entfalten, waren nun die einzigen, die den Körper noch zusammenhielten.

Sie hatte an diesem Tag noch kein Piratenschiff gesehen. Weder Stimmen in ihrem Ohr, die sich in einer fremden Sprache etwas zuflüstern, noch das Schreien der Soldaten. Vielleicht war es ein besonderer Tag. Die Wand, der Fußboden, ihre Decke, alles beige, der Raum ohne Rahmen. Ob draußen die Welt noch vorhanden war, wusste sie nicht. Es ist nur ein Spaziergang und zurück, wie der Fuchs sagte. *Willst du mit mir kommen? Ich nehme dich auf meinem Rücken mit. Zu einem Spaziergang und zurück.* Fuchs, pass auf ...

Wo war er? Träumte sie? Sie träumte nicht, sie sah jedes Detail. Bis es verschwand. Das Gehirn schaute, nicht ihre Augen. Ein Herr Beobachter zeichnete al-

les auf. Über ihrem früheren Bewusstsein hatte er eine Stirnlampe angebracht, die auf alles sein Beobachterlicht warf. Wenn eine zweite Etage existierte, gab es auch eine dritte oder vierte? Die Wirklichkeit hatte auf einmal so viele Schichten. In losen dünnen Blättern lagen sie übereinander, und sie konnte jedes einzelne in die Hand nehmen und wenden. Wurde sie verrückt, verstand sie endlich? Am neunten Tag.

Sie wusste nicht, wer die Dinge in ihr festlegte. Sie kannte den Namen ihrer Krankheit nicht. Sie hatte mindestens so viele Möglichkeiten wie das Orchester am Amazonas, das es vor langer Zeit gab und das jedes Jahr aufs Neue ausstarb. Wer es in seiner vollen Besetzung im Opernhaus erleben wollte, musste sich früh in der Saison um Karten bemühen. Bald schon fehlten die Violine oder das Cello, es folgten in unvorhersehbarer Reihenfolge die Klarinette, die Posaune, das Klavier, die Trompete. Schiefe Töne. Sekunden der Stille. Krankheiten, die man hören konnte. So ging es weiter, bis alle Töne fort waren. Im langsamen Abnehmen der Musik hatte das Orchester ein lange nachklingendes Bild für das Dahinschwinden des Lebens erschaffen. Das letzte Konzert, welches Instrument auch immer das letzte war, bestand nur noch aus einem dünnen Faden Melodie, den die Verzweiflung zusammenhielt. Weil gerade darin Schönheit lag, war es jedes Jahr ausverkauft.

Die Musiker starben an Pocken, Malaria, Gelbfieber und anderen Tropenleiden, die sich zur Zeit des

Kautschuks ausbreiteten. Manche dieser Krankheiten haben eine jahrtausendalte Geschichte, die in jedem neu erzählt wird, der sie bekommt.

Meiner Patientin im Hospital Salbino erging es im Jahr 2004 nicht anders als manchem Musiker aus der Ära der Kautschukbarone. Sie war mit ihnen verbunden, wie sie mit mir verbunden war. Wir waren Blutschwwestern. Ihre Geschichte, die ich erzähle, ist so gewöhnlich und entsetzlich wie jede Geschichte, die vom Tod handelt. Es ist nicht so, dass viel passiert wäre, es ist vielmehr so, dass trotz aller Anstrengungen nichts passierte. Und doch warfen diese Tage ein Licht in manche schlecht ausgeleuchteten Winkel unseres Inneren.

Man hätte sie längst retten können. Aber niemand sah, niemand verstand. Menschen, die nicht denken, sind überflüssig; sie sind gefährlich.

Ich kannte den Namen ihrer Krankheit. Doch ich konnte ihn niemandem mitteilen. Ich habe keinen Mund. Stimmlos flüsterte ich ihr all das zu, was sie hören wollte. Die Geschichte, wie ich entdeckt wurde (die ihre Rettung sein könnte). Ob sie es hörte?

1. Tag

Der Augenblick, in dem Carmen krank wurde, gleicht einer Szene in einem alten Musicalfilm. Eine junge Frau läuft im Frühling durch eine Drehtür, sie kommt auf der anderen Seite wieder heraus, und es schneit. Es hatte sie zu einem ungünstigen Zeitpunkt getroffen. Wobei man natürlich dazu neigt, im Nachhinein jeden Zeitpunkt als ungünstig zu interpretieren. Sie war siebenundzwanzig mit roten Wangen. Jetzt sehe ich sie wieder auf den Holzplanken über den Fluss ankommen. Lebhaft mit ihrem Freund redend, im schnellen Schritt. Im Vorbeigehen riss sie ein Blatt vom Baum, drückte es sorgsam in ihrer Hand. Warum war gerade sie es, die ich wählte?

Ein Jahr lang hatte sie in einem Architekturbüro gearbeitet, ein Gebäude wie eine Welle, an der Copacabana, ein Erker im zehnten Stock, hoch über dem Meer. Zwischen grünen Hügeln, die Augen und Herz verhafteten. Sie hatte nicht nach Hause gewollt, und sie hatte nach Hause gewollt. Wegen Carl. Sie war noch so sehr in ihn verliebt, dass es in ihrem Bauch ein paar Grad wärmer wurde, jedes Mal, wenn sie ihn sah. Und dass es in ihrem Bauch zog, als läge eine entzün-

dete Sehne darin, wenn sie von ihm getrennt war. Vier Wochen blieb sie noch, so stand es auf ihrem Flugticket. Und Carl war gekommen, um mit ihr eine letzte Reise zu unternehmen.

Den Wald musste sie noch sehen, man konnte nicht aus Brasilien weggehen, ohne den Wald gesehen zu haben. »Stell dir vor«, hatte ein Freund in Rio zu ihr gesagt, und seine Augen hatten dabei geleuchtet, »stell dir vor, du fliegst sechs Stunden da hin, damit nichts passiert. Du fährst über den Fluss, und nichts passiert.«

All das erfuhr ich später von ihr. Als ich sie wurde.

Von Manaus ging es über Belém auf die Ilha do Marajó. Die letzten Urlaubstage verbrachten sie im Dorf Caraíva in Bahia. Dort waren die Straßen aus Sand, jeder lief barfuß, und als schien das eine besondere Lockerheit hervorzurufen, grüßten sich alle überschwänglich, selbst wenn sie sich nicht kannten. An den Ortsrändern grasten hunderte Mulis. Als würde man sie hier vor der Welt verstecken. Die zwei Menschlein liefen ins Meer, ließen sich von den Wellen zurücktragen, kauerten im Liegestuhl. Ein Arm voller Härchen streifte den anderen. Das Meer aufgeladen, verwoben in weichem grauen Dunst, wie es auf sie zurollte, brachte es ihnen ihre Pläne. Jetzt wehten die Stimmen von ein paar Jugendlichen herüber, dumpfe Schläge, sie stapelten Brennholz auf.

»Weißt du, wieso immer alle den Mund halten, wenn sie um ein Feuer sitzen?«, sagte Carl.

»Hmm?«

»Weil die allerersten Worte wohl am Feuer gesprochen wurden.«

»Du meinst, das ist die alte Ehrfurcht vorm ersten Wort.«

»Die Ehrfurcht vorm ersten Wort. Genau ...«

»Was ist?«

»Nichts.« Carl schaute auf einen Punkt in der Ferne. So war es oft. Carl führte sie, von einem Augenblick auf den anderen, zu einer Schlucht. Man durfte sich vorbeugen und einen Blick über die Kante werfen, mehr nicht. Das Wissen um die Tiefe seiner Gedanken. Ohne sie zu kennen. Nur das Wissen um die Tiefe. Das war es, was ihr gefiel.

Das Licht wurde weich und rot. Carl hielt den Gin Tonic vor ihr Gesicht, Eiswürfel klirrten, sie sprachen über Muli-Dynastien. Mulis, die Esel und Pferd waren. Darüber, dass sie hierbleiben könnten, um Mulis zu züchten. Auf einer staubigen Farm namens *Mulilândia*. Sie würden nur noch barfuß laufen. Rote Käferchen rasten die Armlehne entlang. Carl nahm ihr Gesicht, küsste sie. Von der Hitze, der flirrenden Luft, dem Gin wurde man lustig und doof; tropendoof. Sie dachte, hier könnte einem jemand ins Fleisch schneiden, man würde es nicht merken. Dabei waren ihre Blutzellen längst geplündert. Der lautlose Angriff stand unmittelbar bevor.

Carmen und Carl waren zwei junge Leute, die das Versprechen, welches das Leben ihnen gegeben

hatte, noch lange nicht einzulösen brauchten. Alles war möglich. Alles revidierbar. Das Gefühl Jetzt-geht-es-gleich-los wird stets der größte Antrieb und Irrtum eurer Jugend bleiben.

Der letzte Urlaubstag. Sie packen, gehen am Abend eine *Moqueca* essen, Carl bestellt eine Flasche Rotwein, Carmen trank nie Weißwein, auf dem Etikett ein in der Luft stehender Kolibri. Zurück am Strand entlang zu ihrem Bungalow machen sie ein Wettrennen. Der Mond ist silbrig blau, trägt mehrere Gesichter. Der Sand wirft hinter ihnen Schleierwolken, kurz bleiben sie in der Luft stehen, bevor sie verwehen.

Die zwei Verliebten schlafen nah beieinander in dem breiten Bett. Eine Balkontür knarrt leise, hin und wieder weht der Wind etwas Sand herein.

Tiefes, friedliches Atmen.

Es ist schwarze Nacht, als Carmen von einem Schlag geweckt wird. Als hätte ihr jemand mit gefrorenen Fäusten auf den Kopf und ins Gesicht gedroschen. Hellwach ist sie, setzt sich auf, knipst die Nachttischlampe an. Schweißtropfen kullern ihren Hals hinunter. *Scheiße, was ist das.* In ihrem Kopf zerplatzt jetzt etwas Brutales, Großflächiges. Von kalter Kraft getragen. Das Blut hämmert warm und machtlos dagegen. Stöße bis in die Pupillen. Ein Gesicht, das platzen möchte. Es ist nicht so, dass sie jemals schon so einen Schmerz empfunden hat; Worte hätte. Dieser Schmerz kommt aus dem dunklen All. Sie zieht

Carl am T-Shirt und versucht dabei, den Brei hinunterzuwürgen, der ihr die Kehle hochsteigt.

Sie klopf Carl auf die Schulter, dumpfes Gemurmel. Kopfschmerzen! Balkontür zu! Es muss der Wind sein! Er bringt ihr zwei Tabletten, die sie mit einem Glas Wasser hinunterspült. Es wird doch gleich besser. Es wird besser. Alles wird gut. Sie muss morgen noch in der Reinigung anrufen, denkt sie. Bevor sie abreisen. Der Gürtel von ihrem Kleid ist weg. Er muss noch in der Reinigung liegen. Sie darf es jetzt deshalb nicht vergessen. Der Gürtel, der Gürtel. Bevor die ersten Sonnenstrahlen sanft in das Zimmer fallen, spürt sie, wie sich in ihrem Körper etwas auftürmt.